Jules Masly, eines Ehebruchs die Frucht, und darum aus dem elterlichen Hause als Schiffsjunge auf ein Schiff der kaiserlichen Marine getrieben, wird seines unwirschen, ungeselligen Wesens wegen von den Kameraden gehaßt; sein einziger Beschützer ist der Fähnrich zur See, Prinz Kermonas. Auch diesen Protektor verliert er nach beendigter Reise, da derselbe den Abschied nimmt und sich verheirathet. Es kommt der Krieg von 1870. Masly wird als Matrose nach dem Fort Isly kommandirt, wo er mit seinem früheren Beschützer, der angesichts der Noth des Vaterlandes Dienste genommen, wieder zusammentrifft. Hier im Fort hat er das Glück, seinem Lieutenant das Leben zu retten, indem er sich zwischen ihn und ein feindliches Geschoß wirft, hierbei aber nur leicht verwundet wird. Der Krieg ist zu Ende. Masly, über den Friedensschluß unzufrieden, wendet sich, seiner verbissenen Natur entsprechend, den Kommunisten zu, während der Prinz, sein Beschützer, gegen diese kämpfend, tödtlich verwundet wird. Auf seinem Sterbebette vernimmt er, daß Masly gefangen genommen und dem Tode verfallen sei. Durch die Fürstin erreicht er die Begnadigung seines Schützlings und Lebensretters. Der Fürst stirbt. Masly sucht seinen Erwerb als Geiger in Paris. Eines Abends findet er ein weinendes junges Mädchen in einer verlassenen Straße. Sie ist aus der Provinz zu ihrem „großen Bruder" gewandert, der aber nichts von ihr wissen will. Masly fordert sie auf, seine Wohnung mit ihm zu theilen und, ohne Respekt vor Frauenehre, mißbraucht er sein Hausrecht und verführt sie, die fast ein Kind, noch an demselben Abend. Ihrer eines Tages überdrüssig, befiehlt er ihr, das Haus zu verlassen. Das arme Mädchen will sich in die Seine werfen, aber Masly besinnt sich auf den Rest von Güte, der in einer Ecke seines harten Herzens schlummert, und beschämt ob seiner Rohheit, heißt er sie bleiben. Der Hausstand ist im Begriff, sich zu vermehren. Masly hat seine Stellung als Geiger im Theater verloren. Die Noth klopft an die Thür. Da kommt Masly auf den kuriosen Gedanken, ein Modeblatt zu gründen, und wendet sich, er, der Kommunist, zu diesem Behufe um Unterstützung an die Damen der Aristokratie, u. A. auch an die Fürstin Kermonas. Niemand antwortet ihm bis auf die Fürstin, die ihm zwar keine Unterstützung für das zu gründende Blatt, aber sonst ihre Hilfe zusagt. Julien schreibt einen flegelhaften Brief, in welchem er sich ein Almosen verbittet. Indignirt wirft die Fürstin das Schreiben in den Papierkorb, doch fällt ihr Blick noch einmal auf die Unterschrift. Jules Masly? Sollte er der Retter ihres Mannes, der von ihr befreite Kommunist sein? Sie antwortet auf den groben, eine verbitterte Natur verrathenden Brief mit einigen schlichten Worten und verspricht, Jemand zu schicken, der sich mit ihm verständigen soll. Sie erscheint inkognito selber. Masly behandelt sie brutal, aber Rose springt ein und setzt ihr ihre elende Lange aus einander. Die Fürstin greift werkthätig und moralisch in den kleinen Hausstand ein. Masly muß Rose heirathen, was dem Kommunisten sehr gegen den Strich geht, ein gewisser bisher nicht gekannter Wohlstand stellt sich ein; aber wenn's dem Esel zu wohl ꝛc. Masly verliebt sich in die Fürstin, während Rose, die junge Mutter, darüber in Eifer- und Schwindsucht vergeht.

Er selbst führt ein Tagebuch, aus dem wir erfahren, daß er jetzt so schön Geige spielt, daß, wenn die Fürstin ihn hörte, ihr Herz schweigen würde. Das Tagebuch enthüllt ihn uns als Philosophen und Literarhistoriker. Am 22. März 1876 schreibt der ehemalige Schiffsjunge: „Nur um nicht an sie zu denken, habe ich mich heute in eine ernsthafte Lektüre vertieft. Ich wollte etwas Anderes als diese Romane mit den unverneidlichen, ebenso lächerlichen wie unmöglichen Verwicklungen, die banal und langweilig sind. Ich fürchte, daß man bei den armen Leuten, die dergleichen Zeug schreiben, bald den Bacillus der Intelligenz und die Mikroben des Geistes entdecken wird. Ich wollte nicht auf der sogenannten Höhe des gegenwärtigen verderbten Geschmackes in einer Literatur bleiben, die nur durch den Schmutz sieht. Ist es denkbar, daß ein Mensch der Führer einer Schule wird, der sein thatsächliches, starkes Talent nur dazu braucht, um im Schmutz herumzukrabbeln? Man wird mich niemals davon überzeugen, daß der Naturalismus mehr im Dung als in der Rose wohnt, ich habe keine Leidenschaft für den Abraum, und ich verstehe nicht die Trunkenheit des Aases" ... Atrappe Zola! — Für einen ehemaligen Matrosen und einen Kommunisten ein sehr merkwürdiges Urtheil, weniger für eine Herzogin Ugès. — Während Masly die Fürstin mit seinen Anträgen verfolgt und schließlich, wie es sein gutes Recht ist, hinausgeworfen wird, stirbt die arme Rose. Die Fürstin läßt das Kind erziehen. Masly wird verrückt. Nach der Lektüre dieser 243 Tom Pouce-Seiten wäre ich's auch beinahe geworden.

Wenn Fürstinnen schreiben! — Und doch liegt in dem „Roman" ein ganz guter Kern. Der halbgebildete, unklare, mit der Welt zerfallene Kommunist, in dessen trübes Leben nie ein Strahl wärmender Menschenliebe gefallen, sieht sich plötzlich als Gegenstand der Theilnahme einer schönen Frau. Der warme Händedruck, der mitfühlende Blick, das Verständniß für seine traurige Existenz entzünden Gluthen seines Innern, die er selbst nicht geahnt, die er aber flammen läßt, da es für ihn keine gesellschaftlichen Barrièren giebt, bis diese, die vergeblich zu der unerreichbaren Höhe emporschlagende Flamme, ihren Träger selber verzehrt. Das ist so übel nicht. In dem Buche der Herzogin aber steht Alles unvermittelt neben einander: der Schiffsjunge, der Menschenretter, der Kommunist, der Mädchen-Verführer, der Geiger, der Philosoph und der Verliebte, so daß man, was vielleicht die böseste Kritik über das Buch ist, oft herzlich lachen muß. Doch ich schweige. Ich will sogar das Talent der Herzogin nicht leugnen, denn sonst kommt mir Masly mit seinem „Nier n'est pas prouver", und zu letzterem habe ich keine Zeit und meine Leser vermuthlich keine Geduld.

Ohm Paul.

Von [Nachdruck verboten.]

Eugen Wolf.

(†) Zanzibar, den 3. September 1891.

Wer den Präsidenten der Transvaal-Republik de hochedle Herre Paul Krüger sprechen will, muß sehr früh auf den Beinen sein. Seine Empfangsstunden sind von sechs bis acht Uhr früh, nach dieser Zeit ist er im Volksraade, oder hat sonstige Staatsgeschäfte zu erledigen. — Es war ein eisig kalter Morgen mit Wind vom Witwatersrande her, als ich in der Frühe ½6 durch die Straßen Prätorias wanderte, um mich zum Präsidenten zu begeben, der mich am Tage vorher zu einem Koppje Kaffee eingeladen hatte. „Ohm Paul" — anders wird er im Transvaal nicht genannt, wohnt beinahe ganz am Ende der ziemlich ausgedehnten Stadt, da wo die Straße nach Rustenburg abbiegt. Sein einfaches, einstöckiges Landhaus unterscheidet sich durch Nichts von den anderen mit Wellblech eingedeckten Holzhäusern, die seiner Zeit wie Pilze in Prätoria aufschossen. An einem Flaggenstocke, im kleinen Vorgarten weht die Transvaalflagge, blau-weiß-roth, von unten nach oben genommen, mit einem hellgrünen, vertikalen Streifen an der Flaggenstockseite. Die Devise der Transvaalrepublik ist „Eintracht macht Macht". Vor dem Gärtchen geht in nonchalanter Weise ohne Gewehr, Säbel oder sonstigen kriegerischen Apparat ein Artillerist spazieren und raucht seine Morgencigarette. In ihren chamois-grauen, hellblau besetzten Uniformen, schwarzen Kniestiefeln und Tropenhelmen machen diese frischen, jungen Gesichter der Transvaalartilleristen einen freundlichen Eindruck. Auf meine Frage ob Ohm Paul schon aufgestanden sei, erwiederte er lachend, der Ohm habe wohl schon viele Koppjes Kaffee hinter sich. Kaffee und wieder Kaffee, das ist die Leidenschaft des Transvaalers, gleichviel ob er Boer ist, oder als früherer Boer eine bessere Staatsstellung einnimmt. Außer den achttausend Pfund Sterling Gehalt, die Ohm Paul bezieht, soll er noch eine Extra-Kaffeevergütung von dreihundert Pfund Sterling pro Jahr für Kaffeeverbrauch erhalten, erzählte man mir in Prätoria. Si non é vero é ben trovato. Ohm Paul, respektive seine ebenso gemüthliche als wohlbeleibte Gattin, sind aber auch in puncto Kaffee recht freigebig. Von der Frühe sechs Uhr bis tief in die Nacht — ob der Präsident zu Hause ist oder nicht — geht es in seinem Hause wie in einem Taubenschlage her. Wer von Boeren nach Prätoria kommt, raucht beim Präsidenten eine Pfeife vorzüglichen Transvaal-Tabak und trinkt eine bis sechs Tassen Kaffee. Die Riesen-Kaffeekanne ist immer in Thätigkeit. Ohm Paul war bei meinem Eintritte eben mit seinem Schwiegersohne, der gleichzeitig das einträgliche Amt eines Sekretärs bei ihm bekleidet, mit der Frage von Konzessionsertheilungen beschäftigt — Eisenbahnen, Pferdebahnen, Postkutschen, Dynamit, Zimmerholz, Seifen, chemische Fabriken, Branntweinbrennerei — Alles wird konzessionirt, und zwar in der Weise, daß der betreffende Konzessionär das alleinige Fabrikations- oder Anlagerecht für den gesammten Transvaal auf Jahre hinaus erhält. Dieses System dürfte kein sehr günstiges für die schnelle industrielle Entwickelung des Transvaal sein, aber die Konzessionen bringen dem Staate, der Geld braucht, viel ein. Bei diesen Konzessionsertheilungen soll Protektion mitunter eine große Rolle spielen und pots de vin nichts seltenes sein. Als ich den Präsidenten verließ, erschien gerade Baron Oppenheim aus Paris, welchem am Tage vorher die Konzession für eine Eisenbahn von Komati Port an der Transvaalgrenze nach den Sekati-Goldfeldern und nach den Zontpansbergen ertheilt worden war — goldene Chronometer und seine Victorias mit Bespannung sollen in dieser Bahnkonzessionsangelegenheit eine Rolle gespielt haben, so wenigstens war es in den Transvaalzeitungen zu lesen. — Ohm Paul rauchte seine kurze Holzpfeife und hatte die xte Tasse Kaffee vor sich stehen. Ich wurde mit demselben Getränk, welches „belebt und nicht berauscht" — the cup that cheers but niebriates-not — versehen und zündete mir meinen Holzstummel an — Cigarren führt Ohm Paul nicht, der Zoll von 15 Shilling pro Hundert und 5 Prozent Aufschlag ist ihm zu hoch. Ohm Paul ist trotz seiner hohen Jahre rüstig. Seine tiefe, starke Stimme, sein gebräuntes Gesicht lassen erkennen, daß er viele Jahre in Gottes freier Natur zugebracht hat.

Die kleinen, stets beobachtenden, grauen Augen liegen tief in ihren Höhlen und sind von dichten, grauen Augenbrauen überschattet. Auf sein Aeußeres legt der Präsident absolut keinen Werth. Der Schnitt seines langen schwarzen Rockes dürfte vor fünfzig Jahren der gleiche gewesen sein. Sein Gedächtniß ist seinem Riesenkopfe entsprechend. Er erinnert sich nicht nur der Namen der vielen bedeutenden Männer, die er während seiner europäischen Reise kennen gelernt, er erinnert sich des Wohnorts jedes einzelnen, macht eine ganz genaue Personalbeschreibung und giebt den Wortlaut der Unterhaltungen wieder. — Als er den Fürsten Bismarck besucht habe, hatte er wie gewöhnlich einen Dolmetscher bei sich gehabt. Der Fürst habe jedoch sofort mecklenburgisch Platt mit ihm gesprochen, so daß er jede Silbe verstanden, worauf nach Entlassung des Dolmetschers eine längere Konversation unter vier Augen stattgefunden habe. Diese Erinnerung gehöre zu der angenehmsten seines Lebens. Auf seine Frage, wie mir der Transvaal gefalle, sprach ich meine Verwunderung aus, daß dies gesunde fruchtbare Land, welches in Folge seines Wasserreichthums, der breiten Thäler, die ich durchwandert, die Kornkammer Südafrikas sein könne, noch so wenig besiedelt sei. Dies brachte uns auf die „Boerenfrage". Das ganze Land ist nun — soweit nicht fremde Ansiedler durch Konzessionen, Käufe u. s. w. große Farms an sich gebracht haben — unter die Boeren vertheilt. Aber die Boeren bauen nur gerade so viel Mais an, als sie für ihren Jahresbedarf brauchen, im Uebrigen treiben sie Viehzucht und ziehen mit ihren großen Ochsenwagen und ihrem Vieh im Lande umher, im Winter im Flachlande, im Sommer nach dem Hochfelde auf die Viehweide. Viele der Boeren würden gerne ihre Ländereien verkaufen — denn sie wollen treffen. Das Verbot des Trekkens besteht allerdings, aber nur auf dem Papiere, die Polizeimacht des Landes wäre nicht im Stande, die Grenzen des Transvaal so zu bewachen, daß man in Wirklichkeit die Trekks verhindern könne. Für Auswanderer sei noch viel und billiges Land zu haben, so z. B. im Waterbergdistrikt u. s. w. Es gäbe Farms schon von 50 Pfund aufwärts (hier ist nur Grund und Boden gemeint). Gute deutsche Bauern seien im Transvaal stets willkommen — die schlechten möchten wir aber in andere Länder senden, meinte er lachend. Ich erlaubte mir zu bemerken, daß ich viele Boeren gesprochen, die nach Damaraland treffen wollten, um dorten unter deutscher Flagge Heimstätten zu gründen; die Leute hatten mir erzählt, das Damaraland sei sehr gesund, fruchtbar und genügend wasserreich. — Ja, ja, das Damaraland, sagte Ohm Paul, das steckt den Boeren im Kopfe und nicht mit Unrecht; ich selbst war die Veranlassung dazu, daß im Jahre 1880 die Vortrekkers nach Damaraland zogen, und wenn sie wieder hinziehen wollen, dagegen aber deutsche Boeren den Transvaal besiedeln, so kann dies für beide Theile nur gut sein und die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und dem Transvaal befestigen. — Punkt 8 Uhr wollte Ohm Paul zu einer Sitzung. Draußen warteten eine Menge Leute mit Anliegen verschiedenster Natur. Mit bestem Danke für den freundlichen Empfang, der mir zu Theil geworden, verabschiedete ich mich bei dem redenhaften Freiheitskämpfer. Ich habe Ohm Paul einige Zeit nachher nochmals im Volksraade gesprochen.

Et cetera.

□ Eine **junge Frau** erzählt von einer anderen allerhand pikante Geschichten mit frappirenden Einzelheiten. — „Woher wissen Sie das so genau, Madame?" — „Weil sie meine nächste Freundin ist. Wir sehen uns jeden Tag."

Berthold Auerbach nannte das treffend: „aufgewärmte Speisen serviren."

Dankbar gedenkt Lübke der frohen Knabenzeit in den einfachen Verhältnissen des Elternhauses. Eine strenge Zucht gepaart mit Liebe waltete daselbst. Mit zwölf Jahren vertrat der ungewöhnlich musikalisch veranlagte Knabe schon den Vater an der Orgel, „und ich gewann solche Neigung zu dieser Königin der Instrumente, daß, wenn ich Sonntags die Frühmesse in der katholischen Kirche für meinen Vater gespielt hatte, ich nach der Reinoldikirche eilte, um beim Hauptgottesdienst auf der herrlichen dortigen Orgel unter den Augen meines Lehrers mich zu versuchen, dann aber bei Beginn der Predigt schnell in unsere Kirche zu rennen, um dort noch fürs Hochamt zurecht zu kommen."

Als Chorknabe dem Priester am Altar assistirend, wurde ihm die erste Berührung mit der Kunst, welcher er sein Leben widmen sollte: „Stets hafteten meine Augen auf den großen Bildern der Gebrüder Dünwegge, welche im Anfang des 16. Jahrhunderts den Hochaltar mit ihren tüchtigen Gemälden geschmückt hatten. Das gewaltige Bild der Kreuzigung und die Flügelbilder mit der heiligen Sippschaft und der Anbetung der Könige prägten sich mir mit allen ihren Einzelheiten unauslöschlich ein. Es war der erste bleibende Eindruck, den ich von einem Werke der Malerei empfing." — Und immer mächtiger wirkte Alles, was Bild und Wiedergabe der Natur war, auf den lebhaft empfindenden Knaben ein.

„Bald nahm die Lust am Zeichnen und Malen bei mir so überhand, daß ich meinen Vater bat, mich Maler werden zu lassen und auf die Akademie nach Düsseldorf zu schicken. „Wenn ich die Gewißheit hätte", war die Antwort, „daß Du ein Raphael werden würdest, dann hätte ich nichts dagegen." Mein Vater hatte gewiß Recht, mich von der Künstlerlaufbahn fern zu halten; die künstlerische Anlage in mir war hinreichend, um mir ein lebendiges Gefühl und mit der Zeit auch ein Verständniß für Kunstwerke zu vermitteln, aber sicher nicht stark genug, um mich zu bedeutenden eigenen Leistungen zu befähigen."

Philosophischen Studien hingegeben, sehen wir den Jünglingsgewordenen dann in Bonn — vom Vaterhause konnte ihm keine Unterstützung werden, so gab er Stunden und war froh, im Hause von Verwandten einen Freitisch zu finden.

Kinkels Vorlesungen begeisterten den jungen Studenten, das Leben am Rhein, der Verkehr in wissenschaftlichen und geselligen Kreisen erschloß ihm eine neue Welt — auch mit der musikalisch so hoch veranlagten Frau Johanna Kinkel kam er durch sein Talent in Berührung, mit Hermann Kestner, dem Enkel „Lottens", schloß er Freundschaft, und da er sich endlich immer mehr und mehr dem Studium der Kunstgeschichte hingab, kam er viel mit Fachgenossen in Beziehungen und machte mit ihnen die ersten Ausflüge nach Kunstdenkmälern.

Berlin, wohin Wilhelm Lübke im Jahre 1816 kam, beschreibt er: „Die Stadt zählte damals nur 400,000 Einwohner und trug deutlich das Gepräge eines Gemeinwesens, das sich, wie man wohl sagt, „zur Größe hinaufzehungert hatte." Ueberall merkte man eine äußerste Anspannung, die erst später zum vollen Erfolge durchdringen sollte. Wie die alte von Friedrich dem Großen angelegte Stadtmauer noch ganze, weite Gebiete umschloß, auf welchen gebaut und geerntet wurde — die Zeit war noch fern, wo die Riesenstadt auch diese Grenzen sprengen und weit überspringen sollte — so hatte die ganze Stadt noch viel altväterisch Schlichtes, Bescheidenes, das die werdende Weltstadt kaum ahnen ließ."

Indeß für den mittellosen Studenten, der keinen andern Halt hatte, als ein Stipendium von 30 Thalern pro Semester, war's doch nicht so leicht, den Kampf ums Dasein zu kämpfen. Das Zimmer bezahlte er monatlich mit drei Thalern, den Mittagstisch mit drei Silbergroschen.

„Aber auch diese geringen Summen vermochte ich häufig nicht zu erschwingen. Wie oft habe ich zu Mittag nichts gehabt, als eine Tasse Kaffee und eine Semmel! Wie oft bin ich mit knurrendem Magen zu Bett gegangen! Wie bitter durchwühlte mich oft ein Gefühl von Neid, wenn ich an den glänzenden Schaufenstern hinging und mir sagen mußte, daß Tausende im Stande wären, von diesen Herrlichkeiten sich allerlei nach Belieben anzueignen, während meine Taschen leer waren und der Hunger heftig bei mir anpochte."

Die Lehr- und Wanderjahre brachten noch manchen Kampf, die 48er Unruhen zogen heraus, es hieß für Lübke den Entschluß fassen, ob er sich, wie anfänglich bestimmt, der Lehrthätigkeit widmen oder dem Kunstfache ganz zuneigen wollte. Und er wählte das Letztere, vorläufig Aussichtslosere — aus innerem Drang.

Und da ist es denn sehr unterhaltsam, ihn auf seinen ersten Kunstwanderungen in der deutschen Heimath und in seine Provinz Westfalen zu begleiten, man freut sich seiner wachsenden Erfolge; so mußte es ja kommen, denn Fleiß und Ausdauer, Ringen und Wollen waren nie ermattet, und so sehen wir ihn im Jahre 1857 als wohlbestallten Lehrer der Kunstgeschichte an der Berliner Bau-Akademie das Katheder besteigen.

„Ich durfte wohl froh und dankbar sein und mit meinem Geschick zufrieden!" ruft er aus.

Lübke kam mit all denen in Berührung, die in jener Zeit zu dem bekannten „Tunnel" gehörten: Fontane, Helekiel, Heyse, Felix Dahn, Professor Lazarus, Roquette u. s. w., selbstverständlich auch mit allen Künstlern; mit Richard Lucae und Ludwig Pietsch verband ihn innige Freundschaft; es fehlt kein Name von Bedeutung in dem Buche, er ist mit „allen" bekannt geworden in seinem bunten, reichen Leben.

In Berlin fand Wilhelm Lübke auch die treue Lebensgefährtin, die hochbedeutende Frau, welche ihm auch ein guter Kamerad und Gehilfe geworden, und die seinem Heim die Behaglichkeit zu geben wußte, die der nicht vergißt, dem es sich einmal gastlich erschloß. 1858 wurde die erste Reise nach dem gelobten Lande der Sehnsucht, nach Italien angetreten, Lübke nebst Gattin, Schnaase und Frau und Karl von Lützow — und später Max Nohl und Lucae thaten sich zusammen, und das ist wohl ein vergnügliches und ersprießliches Reisen gleichgestimmter Seelen gewesen!

„Dies gemeinsame Schauen und Besprechen mußte nothwendig den Eindruck beträchtlich vertiefen. Man sah nicht blos mit den eigenen Augen, sondern auch mit denen der Gefährten."

Später folgen wir dem geistreichen Plauderer von Berlin nach Zürich, wohin ihm ein Ruf kam, um am eidgenössischen Polytechnikum zu wirken, an dem Männer wie Fr. Vischer, Joh. Scherr, Semper u. A. thätig waren. Mit Jenen, wie Gottfried Keller, Köchly u. s. w. gestaltete sich auch dort ein reger und anregender Verkehr; die in der Schweiz verlebten Jahre waren in jeder Beziehung helle und glückliche für den Kunsthistoriker und den Menschen.

Als dann aber, veranlaßt durch den kunstfreundlichen Kultusminister v. Golther, von Stuttgart aus ein Ruf an Wilhelm Lübke erging, konnte er der Versuchung, uns deutsche Vaterland zurückzukehren, nicht widerstehen — er folgte ihm.

Bis zu dem Scheiden aus der Schweiz, in der er fünf Jahre lang gewirkt, haben wir den Erzähler begleitet, gern und antheilnehmend — die Fortsetzung der Geschichte seines Wirkens und Lebens bleibt er uns schuldig, ich denke aber, nicht für lange — und wiederhole: ein liebenswürdiges Buch ist's, das den obigen Titel trägt.

Verantwortl. Redakteur: Fr. Harich in Berlin. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.